

Petrivision „HeimatBILD“**2. November 2019**

Gestern Morgen bin ich aufgewacht. Um 5 Uhr 10, über die Maßen schweißgebadet. Ich hätte es besser wissen können. Denn so gegen zwei hatte ich mich schon einmal mit großer Anstrengung aus einem Alptraum befreit, aus einem von denen, wonach man fast eine Stunde braucht, um sich klarzumachen, dass man nur geträumt hat. Normalerweise stehe ich dann auf und verzichte auf weiteren Schlaf, egal, auch wenn es erst drei ist, damit der ganze Horror nicht noch einmal von vorn beginnt. Hab mich diesmal aber wieder hingelegt, ich Blödmann. Und dann ging's erst richtig los. Den ganzen Tag zuvor hatte ich im Kino verbracht. Verdammte Filmtage. Verdammte Bilder. Verdammte Träume.

Ich war in St. Petri, dieser Kirche, die mir in zwanzig Jahren zur geistigen Heimat geworden ist, zusammen mit mindestens zwanzig namhaften Künstlern. Ich hatte mir den Taufstein vorgenommen und ihn in bildnerisch-erzählender Absicht mit Dornen beklebt und mit Stacheldraht umwickelt. „Macht doch auch was“, rief ich den Künstlern zu, „was immer ihr wollt.“ Hätte ich nicht tun sollen. Sekunden später hatte einer das Rainer-Kreuz vergoldet und mit einem Quast ringsum die Namen von Gedenkstätten an die Apsiswand geschmiert. Eine Frau hatte in Kunstblut gebadet und sich am Kriegermal im Südschiff festgebunden. Literweise troff die rote Soße über das steingemeißelte Relief. Zwei andere waren dabei, das gesamte Gewölbe mit ultramarinblauen Häschen auszumalen.

„Um Gottes willen!“, schrie ich, „das muss alles wieder weg. Wenn der Küster gleich kommt, kriegt der einen Herzinfarkt.“ – „*Wieder weg, wieder weg!*“, äfften die Künstler mich nach. „*Das hier ist Kunst! Aber deinen Scheiß kannst Du ja gerne entsorgen.*“ Ich bettelte und flehte, doch sie lachten. Als ich dann endlich wach wurde, habe ich gleich drauflos geschrieben.

Neulich hat mir unser Sohn erzählt, es gebe eine psychische Störung, welche vorwiegend erfolgreiche Leute befällt, die viel öffentliche Anerkennung

erfahren. Ständig seien sie in Angst, als Hochstapler entlarvt zu werden. Irgendwann, ganz plötzlich, wüssten nämlich die anderen, dass sie gar nichts könnten, sondern nur so täten als ob. Und darum liege unter allem, was sie an Beachtlichem vollbringen, immerzu so eine unterschwellige Panik. Mir war so, als würde Michael über mich sprechen. Wenn mich jemand über die Maßen lobt, mich gar einen Künstler nennt, wird mir ein wenig übel. Und selbst dann, wenn ich schlicht, meiner Profession entsprechend, so ehrlich wie möglich von Gott und Glauben zu reden versuche, befürchte ich stets, nur ein Blender zu sein. Vielleicht eine Berufskrankheit, unter der vor allem diejenigen leiden, die sich mit dem genretypischen *Lügen* nie ganz abgefunden haben. *Wir haben hier keine bleibende Stadt*, heißt es im Hebräerbrief.

Verdammte Bilder. Eigentlich ja eine hübsche Ausrede, der unbändigen Filmelust zu frönen, indem man behauptet, dass die Filmtage dienstlich notwendig seien. Schließlich habe man zugesagt, zur *Petrivision* etwas Anlassgebundenes zu erzählen. Esther begleitet mich dankenswerterweise, obwohl sie Menschenmassen genauso grässlich findet wie ich.

Bei zweien der acht Filme, die wir uns vorgenommen haben, habe ich anfangs große Erwartungen. In beiden sollen sich, den Vorankündigungen nach, inmitten traumhafter Naturkulissen die inszenierten Konflikte in wunderbarer Weise in alten nordischen Mythen spiegeln. Wo also, wenn nicht dort, sollten sich treffliche Anregungen für eine theologische Rede über Heimatbilder finden lassen? Ein Irrtum! Die mehrfach als wunderschöne junge Sängerin gepriesene *Anori* entpuppt sich als botoxgespritzte Dame fortgeschrittenen Alters, deren Musik an das erinnern, was im China-Restaurant im Hintergrund läuft. Und der Mythos ist hier eine platte, pathetische erzählte Binsenweisheit über Licht und Finsternis. – Und in einem zwar toll gespielten isländischen Film realisiert sich der sagemumwobene *Weißer Tag*, an welchem angeblich die Toten mit den Lebenden kommunizieren, nur als ein schlecht gemachter Striptease, mit dem die verunfallte Frau dem trauernden Witwer erscheint. Dann schon eher der sehr

unterhaltsame *Meister Cheng*, in dem wir heimatbildmäßig zur *völlig* überraschenden Erkenntnis gelangen erfahren, dass *Finnen* freundlich sind, dass sie viel trinken und in die Sauna gehen. (Für den Film „Echo“, der gerade den Interfilm-Preis gewonnen hat, haben wir leider keine Karten mehr bekommen.)

Und wieder die nächste Warteschlange. Eine Gruppe älterer Leute, die sich wie selbstverständlich vordrängelt und sich dann beschwert, dass man *ausgerechnet vor ihnen* Platz nimmt, wo man doch so schrecklich groß sei. Die junge Frau, der einem beim hektischen Aufbruch während des Abspanns voll auf den Fuß latscht und das Wort *Entschuldigung* nicht kennt. Der alte Bekannte, seit Monaten nicht gesehen, dem statt eines Grußes an das rauchende Paar vor dem Kino nur „*Hihi, die Suchtkranken*“ einfällt. Der Gedanke, dass der Schlüssel zu funktionierender Ethik und Moral eigentlich im guten Benehmen liegt.

Beim nächtlichen Blick auf den Mühlenteich und den Dom sagt Esther: „Was für eine schöne Stadt! Schade, dass es hier so viele schlecht erzogene Menschen gibt.“ – Ein Bild von der Heimat? *Du sollst dir kein Bildnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden ist.* Nordische Filme? Lübeck? Meine Kirche? Das eigene Bett? Nicht mal im Schlaf ist man richtig zu Hause. Gleich mal kucken, was es noch auf *Netflix* gibt.